

Predigt über Kol 3,1-15 in der Friedensvesper in St. Lamberti (Münster) am 24.10.2024

Liebe Geschwister in Christo!

mit unserer Friedensvesper an diesem Herbstabend stehen wir an der Schwelle zur dunklen Jahreszeit, die ich als symbolisch erlebe für den Unfrieden, der uns besorgt.

- Wir denken an die vielen, leider auch zivilen Opfer, die die Selbstverteidigung des Staates Israel gegen die Terrorangriffe von Hamas und Hisbollah kostet.
- Beklommen schauen wir auf den zähen Abwehrkampf der Ukraine gegen die russischen Invasoren.
- Mit Sorge betrachten wir die zunehmende gesellschaftliche Spaltung in Deutschland. Die jüngsten Wahlergebnisse zeigen, dass sich bis zu 30% der Bevölkerung für autoritäre Strukturen und für die Abschaffung des Asylrechtes ausspricht und dass ein längst überwunden geglaubter Nationalismus gegen die europäische Integration und das mit ihr verbundene Friedenswerk aktiviert wird.

Aber wir am Jahrestag des Westfälischen Friedens zusammengekommen und fühlen uns als Christ:innen verpflichtet, gerade in solch dunklen Zeiten über die Grundlagen eines friedlichen Zusammenlebens nachzudenken und der Stadtgesellschaft Antworten zu geben auf die Frage: „Wie können wir zusammenleben?“.

Als Christ:innen wissen wir, dass wir für unser Zusammenleben eine friedliche Ordnung benötigen, die unserem Leben und Handeln Sicherheit gibt: In den Familien, in der Wirtschaft, in der Zivilgesellschaft und im Staat. Die christliche Ethik hat stets die überragende Bedeutung der Ordnung für das Miteinander betont, weil uns seit dem Brudermord von Kain an Abel bewusst ist, dass die zivilisatorische Decke dünn und die Ordnung stets durch Unfrieden bedroht ist

Gegen diesen Unfrieden setzt der Apostel in seinem Brief an die Gemeinde in Kolossae, der vorhin verlesen wurde, einen sog. Tugendkatalog, der uns Christ:innen anleitet, unseren Beitrag für eine friedliche Ordnung zu leisten. Der Apostel benutzt dabei wohl eine antike Vorlage, die er anreichert und mit christlichen Pointen versieht, denen wir uns gleich zuwenden wollen. Aber insgesamt zielt die frühchristliche Ethik auf einen Brückenschlag zur antiken profanen Gesellschaft, weil man schon damals wusste: Wir können als Christ:innen unseren Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt erbringen nur gemeinsam mit anderen Menschen, auch den Nicht-Christ:innen. Wir verfügen *nicht* über ein Spezialwissen in Sachen Friedensethik und sozialem Zusammenhalt und deshalb können wir uns auch die etwas hausbackene Machart dieses Tugendkataloges aneignen. Aber wir haben als Christ:innen *eine besondere Perspektive* auf die Probleme, die uns umtreiben und wir wirken von hier aus an den Lösungen mit. Diese Perspektiven möchte ich ausgehend von drei Versen des Textes herausarbeiten.

1. „Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist.“ (Vers 2)

Diese Aufforderung des Apostels erscheint beim ersten Hören kontraproduktiv, geht es uns doch um unser bedrohtes irdisches Zusammenleben. Aber auf den zweiten Blick wird klar, dass wir zu einer neuen Perspektive ermuntert werden. Denn die größte Gefahr, die von dem gefährdeten Frieden ausgeht, ist, dass wir in Schockstarre verfallen und den Mut verlieren. Die Wucht der medialen Berichterstattung, die Betroffenheit, die die Berichte über das Leiden der Opfer in uns auslösen, die selbstkritische Frage, welchen eigenen Beitrag wir zum Unfrieden geleistet haben: Dieser Problemdruck kann Gefühle der Ohnmacht, Ratlosigkeit, Resignation – im schlimmsten Fall sogar Zynismus auslösen.

Genau *dagegen* ist der Hinweis gerichtet: „Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist“. Der Apostel will uns frei machen vom Tunnelblick, einen zweiten Blick auf die Probleme ermöglichen, eine neue Orientierung geben. „Kopf hoch!“, so rufen Trainer:innen bisweilen von der Seitenlinie einer Fußballspielperson zu, damit sie sich nicht festdribbelt und den Überblick behält, die Mitspieler:in sieht. „Kopf hoch“ und den zweiten Blick wagen. Das kann als Gebet geschehen, in der Nachfolge Jesu oder durch einen Griff in den reichen Schatz der christlichen Überlieferung, als Lesung, durch Musik und den Segen. All das hebt die Seele „nach droben“, will uns von Resignation und Zynismus wegführen. Dieses „Kopf hoch“ ist aber kein Ruf aus der Welt heraus. Vielmehr wir werden auf eine Meta-Ebene geholt, auf der wir ermutigt werden und grundlegende Orientierung finden. Dann kehren wir von dieser Meta-Ebene zusammen mit unserem Gott, der Mensch geworden ist, in die Welt zurück, um uns hier Stück für Stück und jede:r so viel wir können und mögen einen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben zu leisten.

Für die Ordnung dieses Zusammenleben gibt uns der Apostel eine klare normative Vorgabe. Es heißt in Vers 11:

2. „Da ist nicht mehr Grieche oder Jude, Beschnittener oder Unbeschnittener, Nichtgrieche, Skythe, Sklave, Freier, sondern alles und in allen Christus“

Wie schon der Apostel Paulus im Galaterbrief hebt der Verfasser des Kolosserbriefes die radikale Gleichheit aller Menschen heraus, die in Christus begründet ist. Vor Gott, wie er sich uns in Christus offenbart hat, gelten keine religiösen Vorbedingungen, ethnischen Schranken oder gesellschaftliche Stellung. Hier wird einer der drei Grundgedanken der Französischen Revolution, die Egalität aller Menschen radikal vorweggenommen. Und weil die faktische Ungleichheit ein erheblicher Faktor für Unfrieden ist, erkennen wir in dieser Gleichheitsidee eine wesentliche Bedingung für die soziale Ordnung, der wir uns als Kirchen, als Gesellschaft und in der Gemeinschaft der Völker verpflichtet haben, nämlich dass wir einander als freie Gleiche begegnen: trotz unterschiedlicher Hautfarbe, Sprachen, Herkunft oder wirtschaftliche Lage. Und wir merken, dass auch hier eine neue, zweite Perspektive aufgemacht wird: Denn es geht darum, dass wir einander durch die faktischen Unterschiede hindurch, die es selbstverständlich gibt, einander als Gleiche anerkennen. Dazu ermutigt uns der Glaube in Christo! Es geht darum, das Gleiche zu suchen, wo Ungleichheit vorherrscht. Hinter die Drohkulissen zu schauen und im Anderen den Menschen zu sehen. Machtgefälle in Frage zu stellen und ‚auf Augenhöhe‘ einen Ausgleich suchen.

Anders: Das Neue Testament macht der vom christlichen Glauben geprägten Gesellschaft keine Vorgaben für Homogenität oder Uniformität, sondern rechnet mit der faktischen Ungleichheit auf der Basis von Gleichheit. Im politischen Diskurs verwenden wir für diese Denkfigur den Begriff der Menschenwürde, die die unantastbare und nötigenfalls kontrafaktische Gleichheit aller Menschen bezeichnet, die in sehr unterschiedlicher und manchmal auch sperriger Weise von ihren Freiheiten Gebrauch machen, die in unserer Verfassung durch die Grundrechte verbrieft sind.

Aber, ich gebe zu und räume ein: Nicht immer ist es leicht, faktische Ungleichheiten auszuhalten und Gleichheit zuzugestehen, wo der Eindruck von Fremdheit und manchmal auch der Anomalität überwiegt. Wir tun uns damit auch in unseren Kirchen schwer, wie selbstkritisch einzuräumen ist, wenn eingewanderte Christ:innen separate Gottesdienste feiern oder eigene Gemeinden bilden, wenn queeren Personen der Segen verweigert wird oder wenn wir untereinander noch keine Gemeinschaft am Tisch des Herrn finden. Man sieht daran: Die Gleichheit im Modus der Ungleichheit ist eine Zumutung. Und für diesen nicht seltenen Fall hat der Apostel eine (in meiner Zählung) dritte und letzte Mahnung bereit, das ist Vers 13.

3. „Und ertrage einer den anderen und *vergebt euch untereinander ... wie der Herr euch vergeben habt, so vergebt auch ihr.*“

Denn selbstverständlich wirft Heterogenität viele Fragen auf und führt zu Störungen. Tatsächlich wäre es zu viel verlangt, wenn wir das Andere, das Fremde, das Unbekannte immer auch lieben sollten. Daher ist es sehr weise, wenn uns der Apostel zu Toleranz aufruft. Er versteht „Toleranz“ hier ganz buchstäblich, denn der Wortsinn von tolerare ist „ertragen“, „erleiden“, „dulden“. „Toleranz“ meint nicht, dass ich das, was ich dulde, mir zu Eigen machen muss oder kann. Es geht vor allem darum, Unterschiede auszuhalten und im gemeinsamen Leben Geduld aufzubringen, gerade wenn es Schwierigkeiten oder Meinungsverschiedenheiten gibt. Denn Toleranz bedeutet nicht, dass Streit suspendiert wird und es das Ringen um das Wahre, Schöne und Gute nicht geben sollte. Aber die bestehenden Differenzen sollen gerahmt sein durch die Anerkennung einer grundlegenden Gleichheit. Der us-amerikanische Philosoph Martin Walzer hat von der Zivilisierung der Differenz gesprochen und in diesem Sinne verstehe ich den Apostel: Zivilisierung der Differenz bedeutet, im Streit zwischen Person und Verhalten zu unterscheiden, auf machtvoller Durchsetzung der eigenen Wahrheit zu verzichten und sich dann, wenn entschieden werden muss, um ein faires Verfahren zu bemühen, bei dem die Wahrheit des Anderen nicht erstickt wird. Toleranz ist der bejahende Umgang mit der freien Gleichheit des Anderen. So sollten wir zusammenleben!

Aber vielleicht kann man im Sinne des Apostels noch etwas mehr zu *der* Toleranz sagen, die er uns ansinnt. Es geht ihm darum, die Andersheit des Anderen nicht nur anzuerkennen, sondern auch Gemeinschaft zu suchen. Für diese Haltung gibt es im Glauben eine Analogie. So wie Gott sich in Jesus Christus zum Sein mit dem sündigen Menschen bestimmt, ihn zur Gemeinschaft mit sich erwählt hat und ihn daher als gerecht ansieht, so bestimmen wir uns zu einer Gemeinschaft mit Menschen, die anders sind als wir. Dabei gehen wir davon aus, dass unser Leben durch Neues, Anderes und Fremdes bereichert wird. In dieser Perspektive zielt Toleranz auf wechselseitiges Enrichment.

Vertieft wird diese Gemeinschaft, wenn es in ihr zu einem Prozess wechselseitigen Verstehens kommt. Auch hier gibt es eine Analogie des Glaubens: So wie wir uns selbst vor Gott als Sünder verstehen und uns dennoch von ihm anerkannt und in seine Gemeinschaft aufgenommen finden, so wollen wir den Anderen, das Neue, das Fremde ebenfalls verstehen und im Verstehen eine Gemeinschaft aufbauen. Und insbesondere in diesem Sinne kann der Glaube beim Aufbau einer Kultur der verstehenden und aufnehmenden Toleranz helfen. Dazu braucht es einen sozialen Rahmen, der durch die Kirchen, die Gesellschaft und die Politik gebaut und gestützt werden muss. Überdies ist Toleranz angewiesen auf ein Gegenüber, das Toleranz nicht mit Intoleranz beantwortet. Aber: Ohne riskante Vorleistungen, ohne Vordenker:innen in Sachen Toleranz und Vorbilder wird es nicht gehen. Warum sollten sich Christ:innen dazu nicht aufgerufen fühlen? Resignation, Abschottung und Ausgrenzung passieren von allein. Offenheit, Neugier und Verstehen brauchen zusätzliche Antriebe, denn Toleranz ist anstrengend und gelegentlich braucht man dafür Ermunterung. Das „Kopf hoch!“ unseres Apostel-Coaches ist eine solche Ermunterung, die vom Glauben ausgeht, der sich seiner Wahrheit sicher ist und zugleich um die Ergänzungsbedürftigkeit des menschlichen Lebens weiß.

Aber man muss auch von den Grenzen der Toleranz reden. Wer den Dialog verweigert, mit dem brauche ich nicht zu sprechen. Wer die riskante Vorleistung enttäuscht, muss auf die nächste etwas länger warten. Wer die gemeinsame Basis verlässt, Gewalt anwendet, Andere feindselig diskriminiert, Freiheiten einschränkt, wer die Religion als Tarnkappe benutzt und ganz andere Ziele verfolgt, der verdient keine Toleranz!

Aber Vorsicht: Die Grenzen der Toleranz müssen sehr sorgfältig ausgelotet werden. Bevor der Apostel auf die Grenzen der Toleranz zu sprechen kommt, verweist er auf die Vergebung: „Und vergebt euch untereinander ... wie der Herr euch vergeben habt, so vergebt auch ihr.“ Ich verstehe das als Aufforderung, Neuanfänge zu suchen, wo wir uns festgefahren haben. Knoten durchzuhauen, wo die Fäden nicht mehr entwirrt werden können. Fehler nachzusehen, damit sie uns nicht länger im Wege stehen.

Auch Vergebung ist eine riskante Vorleistung, zu der wir auch nicht immer in der Lage sind. Wichter ist: Vergebung kann auch nicht eingefordert werden. Es gibt keine Pflicht zur Vergebung. Das haben wir aus der Aufarbeitung der Vertuschung sexualisierter Gewalt in unseren Kirchen gelernt. Aber Vergebung ist, wenn wir uns von Gott her dazu ermutigt fühlen, eine Option, Neuanfänge zu riskieren, um Frieden zu stiften.

In jedem Fall gilt: Für Gott ist die Vergebung *seine* Option mit den Menschen. Martin Luther spricht an einer Stelle von der „tolerantia Dei“ und meint damit Gottes Geduld mit unserer Sünde, die sich daran zeigt, dass er uns trotz unserer Fehlerhaftigkeit in und durch Jesus Christus in die Gemeinschaft mit ihm versetzt. Diese seine Gnade ruft uns aus unserem Tunnel heraus und ermutigt uns, seinen Frieden mit viel Geduld in unsere unfriedliche Welt hineinzuleben. Darauf liegt die Verheißung, dass die Welt ein Stück friedlicher wird, wenn wir uns als Gleiche anerkennen, uns wechselseitig ertragen und das verstehende Miteinander suchen. Amen